Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 44. Düsseldorf, den 29. Oktober. 1905.

Inhalt: Evangelium zum zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. — Die häusliche Erziehung (5. Brief). — Gottes Wege. — Allerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Johannes IV, 46—53

„In jener Zeit lebte ein Königlicher, dessen Sohn zu Kapharnaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile, denn er war daran zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der Königliche sprach zu ihm: Herr, komm hinab, ehe mein Sohn stirbt. Jesus sprach zu ihm: Geh hin, dein Sohn lebt. Und der Mann glaubte dem Worte, welches ihm Jesus gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegneten ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, daß sein Sohn lebe. Da erforschte er von ihnen die Stunde, in welcher es mit ihm besser geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern, um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaubte mit seinem ganzem Hause."

Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubt ihr nicht.

Die äußerste Not, der Jammer über den nahe Bevorstehenden, nach menschlicher Berechnung unaufhaltsamen Tod seines Sohnes treibt, lieber Leser, jenen königlichen Beamten des heutigen Evangeliums zu Jesus hin. Der gebeugte Vater hofft bei Ihm, dem großen Wundertäter zu finden, was die Kunst der Aerzte nicht mehr zu geben vermag. Sehr schön sagt hierzu der hochsel. Bischof Martin von Paderborn: „Glückliche Todesgefahr des Sohnes, die das Mittel war, und dazu vielleicht das einzige und letzte, was es nach dem Ratschlusse Gottes hier überhaupt noch gab, um diesen Beamten und die Angehörigen seines Hauses von dem geistigen und ewigen Tode zu retten, — glückliche Leiden, welche die Ursache ewiger Freuden werden! Und wie unzählig groß ist nicht die Zahl der derjenigen, die nur auf demselben Wege wie dieser königliche Beamte zum religiösen Leben wieder erweckt worden sind, und die nun im Himmel ihrem Gott und Vater für nichts mehr danken, als für das, wenn auch noch so bittere, Heilmittel der einst über sie verhängten Leiden."

Schon in dem Umstande, daß der Beamte unsern Herrn aufsucht, dürfen wir eine Regung des Glaubens an Seine höhere Macht erblicken. Er glaubt, daß sein Sohn nur durch ein Wunder zu retten sei, und daß Jesus die Macht und auch die Geneigtheit habe, ein solches Wunder zu wirken. Darum ist es uns zunächst auffallend, daß der Herr nicht sofort — wie auch sonst in ähnlichen Fällen — das Flehen des Beamten erhört; ja, Er entgegnet ihm mit den tadelnden Worten: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubt ihr nicht!" Der Glaube des Beamten ist noch zu schwach und armselig; denn der Bittende scheint offenbar anzunehmen, daß der Heiland nicht aus der Ferne heilen könne, und daß es höchste Zeit sei, zu dem Kranken hinzugehen, um ihn noch am Leben zu treffen. Kurz, der Beamte scheint den Herrn für einen hochbegnadigten Menschen gehalten zu haben, der wunderbare Heilungen auszuführen vermöge, — keineswegs aber erkannte er jetzt schon in Jesus die göttliche Kraft und Macht; sonst hätte er sich ja sagen müssen, daß die Hülfe Gottes niemals zu spät komme, und daß Gott nicht bloß einen dem Tode Nahen am Leben erhalten, sondern auch einem Toten das Leben zurückgeben könne. Und so wirkt der gütige Herr denn das Wunder der Heilung, damit der Beamte zum rechten Glauben an Ihn, als den Sohn Gottes, komme.

Bekanntlich hat Jesus sich oftmals auf Seine Wundertaten, als auf einen überzeugenden Beweis für Seine göttliche Sendung, berufen; so z. B. wenn Er sagt: „Diese Werke (Wunder), die ich tue, geben Zeugnis von Mir, daß der Vater Mich gesandt hat. . . . Wenn ich nicht die (wunderbaren) Werke unter ihnen getan hätte, die kein Anderer getan hat, so hätten sie keine Sünde" usw. Aber, fragt vielleicht hier der Leser, warum hatten bloß die Zeitgenossen Jesu vor neunzehnhundert Jahren das Vorrecht, diese leuchtenden Zeichen Seiner Gottheit zu sehen? Und warum sind wir Uebrigen auf den matten Schein der Evangelien-Berichte beschränkt? Warum stehen so viele Menschen zwischen Gott und uns?

Nun, lieber Leser, das ist sehr leicht zu begreifen und zu rechtfertigen. Der große hl. Augustinus soll hierzu wieder einmal das Wort haben: „Die Wunder (sagt er) können nicht fortwährend geschehen. Sie ergreifen uns nur dann, wenn sie auffallend sind; das sind sie aber nicht mehr, sobald sie gewöhnlich werden. Die Aufeinanderfolge von Tag und Nacht, die regelmäßige Wiederkehr der vier Jahreszeiten, die Entkleidung der Bäume im Herbst und die Erneuerung ihrer Blätter im Frühjahr, die wunderbare Kraft des ausgestreuten Samens, die Schönheit des Lichtes, die Mannigfaltigkeit der Farben, der Töne, des Wohlgeruchs, der Säfte, alles das würde für den, der es zum ersten Male sähe, fast betäubend und überwältigend sein. Wir aber geben kaum Acht darauf, nicht etwa, weil wir die Ursachen leicht erkennen — denn was könnte uns verborgener sein? — sondern weil wir uns daran gewöhnt haben. Darum war es sehr weise, daß Gott der Herr Wunder tat, die der erstaunten Menge Achtung einflößten und deren Sitten umwandelten."

Diese Betrachtung des großen Kirchenlehrers in der sich lieber Leser, der einfache, gesunde Sinn bis zur höchsten Philosophie erhebt, ist offenbar überzeugend. Stets Wunder verlangen, würde heißen: außergewöhnliche Dinge für gewöhnlich fordern, — das wäre aber eine Ungereimtheit und darum eine Unmöglichkeit.

Gott der Herr muß uns allerdings Gründe geben, deren denn noch nicht genug, um für den Unglauben

ohne Entschuldigung zu sein? Das ist eben die Frage, an Seine Offenbarung zu glauben; Er ist uns entscheidende Zeichen Seiner Gottheit schuldig. Aber haben wir die uns beschäftigt. Warum sollte nicht Gott den Einen zahlreichere oder direktere Beweise geben, als den Andern, da diejenigen schon vollauf genug haben, denen Er die wenigsten gab? Er kann zu uns sagen, wie jener Hausvater zu den Arbeitern im Weinberge: „Freund, Ich tue dir kein Unrecht. Bist du nicht um einen Zehner mit mir übereingekommen? Nimm, was dein ist, und geh! Ich will aber diesen Letzten auch geben, wie dir. Oder ist es mir nicht erlaubt zu tun, was Ich will. Ist dein Auge darum schalkhaft, weil Ich gut bin?"

Auch sehen wir ja nicht, lieber Leser, schon das Ende aller Dinge und die letzten Bestimmungen des himmlischen Hausvaters am großen Gerichtstage, wo jedes Seiner Kinder das Empfangene zurückbringen und von den anvertrauten „Talenten" Rechenschaft ablegen muß. Wie mag dann die treue und einfältige Seele, die jetzt Jesum unter dem Schleier des Sakramentes anbetet, sich trösten, daß sie Seine glorreiche Menschheit nicht gesehen hat! Wie teuer und wert müssen ihr die sanften Prüfungen ihrer Liebe und ihres Glaubens sein, wenn sie sich an jenes trostvolle Wort des Herrn erinnert: „Weil du Mich gesehen hast, Thomas, hast du geglaubt! Selig, die nicht sehen und doch glauben!"

Es ist übrigens eine große Täuschung, zu meinen, der Anblick der Wunderwerke Jesu würde diejenigen bekehrt haben, die heute den Beweisen widerstehen, welche die Kirche Jesu vorbringt. Sähe ich ein Wunder, — heißt es oft — so würde ich mich bekehren! Ach, lieber Leser, ob diejenigen, die so sprechen, auch wohl wissen, was es heißt, sich bekehren?! Haben denn alle Zeugen der Wundertaten Jesu sich einst bekehrt? Wie viele von ihnen sind nur noch schuldbarer geworden und haben einen Ausspruch Pascals bewahrheitet: „Die Wunder dienen (vielen) nicht zur Bekehrung, sondern vielmehr zur Verdammung."

S.

Die häusliche Erziehung.

5. Brief.

„Es ist besser, das Kind weint, denn der Vater."

Ein sehr warmes und zugleich ernstes Wort, mit dem ich da meinen fünften Brief eröffnet habe! Die Bedeutung wird euch, christliche Eltern, im Nachfolgenden klar werden. Das Kapitel, zu dem ich obigen Vorspruch gewählt, betrifft das Strafen der Kinder, eine erzieherische Einrichtung, bei welcher von so vielen Eltern die verhängnisvollsten Fehler gemacht werden. Es ist eine durch die Erfahrung sattsam erwiesene Tatsache, daß die Strafe beim Erziehungsgeschäfte nicht entbehrt werden kann. Wenn der liebe Gott selbst bei der Erziehung des Menschengeschlechtes die Strafe angewandt und noch tagtäglich anwendet, wie wollten sich dann die Eltern vermessen zu behaupten, ohne dieses Erziehungsmittel — wie man zu sagen pflegt — fertig zu werden.

Viele Eltern werden nun meinen, hier sei einzig an die körperlichen Züchtigungen gedacht. Doch weit gefehlt! Es gibt noch andere Strafmittel, die freilich viele Familienväter und -mütter nicht kennen oder nicht zu kennen scheinen. Doch hiervon später. Vorerst wollen wir uns einmal ansehen, wie es in so vielen Häusern gemacht wird, wenn die Kinder irgend eine Strafe verdient haben. Man verlegt sich aufs Schimpfen und Fluchen, Donnern und Wettern, Schelten und Drohen, und das ewige Klagen und Jammern solcher Eltern über ihre ungehorsamen Sprößlinge will gar kein Ende nehmen. Natürlich! Die Kinder sind an die Ohrenplage so gewöhnt, daß sie sich gar nichts mehr daraus machen, weil sie eben das stete Raisonnieren, Wettern und Lamentieren als etwas so Selbstverständliches ansehen, wie Essen und Trinken und tatsächlich sind auch viele Eltern so sehr vom Zankteufel besessen, daß sie sich nicht wohl fühlen, wenn sie keine Gelegenheit zum Zanken und Schimpfen und dergl. haben. Wenn doch solche Väter und Mütter einsehen wollten, daß sie auf diese Weise ihren Zweck nie und nimmer erreichen. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß gerade diejenigen Eltern, die jene Strafmethode befolgen, die ungehorsamsten und ungezogensten Kinder haben. O, ihr törichten Eltern, wann endlich werdet ihr einmal zur Erkenntnis der Fruchtlosigkeit eures fortwährenden Schimpfens und Scheltens kommen? Sparet doch die vielen Worten und schreitet einmal zu Handlungen, zu Taten. Aber nur nicht sofort zur Rute greifen oder zu dem in zahlreichen Häusern so beliebten „Knuffen" und „Puffen", Stoßen und Schlagen an den Kopf (Ohrfeigen) seine Zuflucht nehmen! Das verrät nicht bloß eine rohe Gesinnung des Strafenden, sondern ist auch in gesundheitlicher Beziehung wie auch in Hinsicht des Zweckes, den ihr Eltern erreichen wollt, sehr bedenklich. In den Familien, wo nur der Stock regiert, wo man nur körperliche Strafe anwendet, sieht es — glaubt es mir — mit der Kindererziehung sehr traurig aus. Die Kinder werden nicht gebessert, sondern erbittert, roh und gefühllos, und ihr Eltern selbst verscherzt euch die Liebe eurer Kinder.

Körperliche Strafen sollen nur bei gröberen Vergehen und dann eintreten, wenn die gelinderen Zuchtmittel nicht mehr ausreichen. Zu letzteren gehören der Tadel, Fastenlassen, Einsperren (doch nicht bei von Natur furchtsamen Kindern!), Ausschluß von einem Vergnügen. Schon mancher Trotzkopf ist von seinem Eigensinn ein- für allemal kuriert worden, weil die Mutter es mit hungrigem Magen ins Bett geschickt hat, und manches streitsüchtige zänkische Mädchen hat sich in Zukunft mit seinen Geschwistern vertragen, weil es einmal von einem gemeinschaftlichen Vergnügen, an dem es so gerne teilgenommen hätte, ausgeschlossen worden.

Was nun die körperlichen Züchtigungen anlangt, so überwindet, christliche Eltern, das Gefühl des Mitleids, das sich etwa in euch regt. „Je lieber das Kind, um so schärfer die Rute," und der hl. Geist sagt im alten Bunde: „Entziehe dem Knaben die Züchtigung nicht: schlägst du ihn mit der Rute, so wird er nicht davon sterben, und du wirst seine Seele von der Hölle erretten." Strafet aber nicht mit Leidenschaft! Wie ihr euch vor dem Strafen im Zorn hüten sollt, so leget aber auch keine Kälte und Gleichgültigkeit dabei an den Tag; das Kind muß fühlen, daß du, Vater oder Mutter, erregt bist über das Geschehene, und daß du nur ungern zum Stocke gegriffen. Dann und nur dann kannst du dir einen heilsamen Erfolg von der Strafe versprechen. Und im weiteren erteile ich euch, christliche Eltern die Mahnung: „Strafet nicht deshalb so strenge, weil ihr gerade nicht bei guter Laune seid." Viel Eltern lassen zu anderer Zeit dem Kinde, wie man zu sagen pflegt, alles oder doch vieles durchgehen; ist ihnen aber, wie es im Volksmund heißt, irgend etwas Unangenehmes in die Quere gekommen, dann, ja dann wehe dir, armes Kind! Glaubt ihr etwa, ihr Eltern, die es angeht, das Kind fühle das Unrecht nicht, das in einem solchen Gebahren liegt. Strafet auch das Kind nicht in Gegenwart anderer, wenn es nicht öffentlich gefehlt hat. Wozu auch den Knaben einer öffentlichen Beschämung aussetzen? Es wird damit nichts anderes erreicht, als daß das Kind euch für ungerecht hält, erbittert gegen euch wird und — was nicht zu vergessen ist — das Ehrgefühl verliert.

Liebe und Strenge, das sind die beiden Erziehereigenschaften, die jede Strafe durchfühlen lassen muß. Also keine affenmäßige Liebe, die davor zurückbebt, dem Kinde auch nur den gelindesten Schmerz zu bereiten. Was lehrt die Erfahrung über die Folgen einer solchen Erziehung? Ich brauche es wohl nicht zu sagen. Es wird genügen, wenn ich an obiges Motto erinnere: „Besser das Kind weint denn der Vater".

Gottes Wege.

Eine wahre Begebenheit, erzählt von S. A.

„Gott hat der Wege viele
Zu eines jeden Ziele,"

sagt ein altes, deutsches Sprichwort, und wie wahr dieses ist, wird den Lesern dieses Blattes folgende Erzählung zeigen, die ich aus dem Munde einer jungen Klosterfrau vor ungefähr 15 Jahren vernommen habe.

Es war am Vorabende des Festes Maria-Himmelfahrt; wir befanden uns im Erholungszimmer eines Erziehungsinstitutes. Da nun die Kirchenglocken das Fest so feierlich ankündigten und die Vöglein in den Bäumen des Klostergartens der hl. Jungfrau zu Ehren doppelt so schön zu singen schienen, litt es auch uns nicht länger in unserem sonst so trauten Wohnzimmer und wir baten die aufsichtführende Schwester, ob sie nicht mit uns in den Garten gehen wollte. Unserem Wunsche wurde gerne gewillfahrt und in wenigen Augenblicken war die ganze Schar ausgeflogen.

Während die kleineren Zöglinge sich in der großen schattigen Allee tummelten, scharten wir Aelteren uns um Schwester Aloysia, eine ebenso fromme, als liebenswürdige Klosterfrau. Unsere Unterhaltung war munter und ungezwungen; wir erzählten der jungen Schwester unsere kleinen Erlebnisse und

sie schenkte ihnen ihre ganze Aufmerksamkeit. Mit einem Male platzte eine kleine Schelmin damit heraus: „Schwester, ich glaube gar, daß A. noch mit der Zeit ein Nönnchen wird!"

Ich muß gestehen, daß es mich ein wenig unangenehm berührte, meinen stillen Herzenswunsch so ohne Weiteres ans Tageslicht gezogen zu sehen. Schwester Aloysia erwiderte ganz ruhig:

„O ja, liebe Kinder, das „Nönnchenwerden ist oft nicht so leicht; der Weg zum Kloster kann oft mit scharfen Dornen bestreut sein!"

Diese Worte ließen mich aufhorchen.

„Der Weg zum Kloster kann oft mit scharfen Dornen bestreut sein!"

War dieses Schwester Aloysias eigene Erfahrung? War es denn möglich, daß dieses anmutige, gewinnende Wesen, welches so ganz dazu geschaffen schien, von allen auf den Händen getragen zu werden, auch seine Leiden haben konnte, und war vielleicht das Lächeln, welches stets auf ihren Lippen schwebte, nur ein Deckmantel, womit sie anderen verbarg, was sie schon gelitten und möglicherweise noch litt?

Ich konnte mich der Frage: „Schwester, war denn auch Ihr Weg mit Dornen bestreut?" nicht erwähren.

„Ja, liebes Kind, mit vielen und spitzen Dornen," gab die jugendliche Klosterfrau zurück, und ich bemerkte, wie sie einen Augenblick mit Tränen kämpfte. Sie erschien ganz verändert; das freundliche Lächeln hatte einem tiefen Ernste Platz gemacht; sie stand in unserer Mitte nicht mehr als jenes anmutige Geschöpf, sondern als das ernste Weib, dessen Größe im Ertragen, und dessen Stärke im Gebete ruht. Einen Augenblick war es Totenstille, sie fuhr fort: „Sonst pflegen wir nicht von unseren Erlebnissen zu erzählen; mit unserem Eintritte in den Orden wird ein Lebensabschnitt abgeschlossen, der kaum mehr berührt wird; wenn ich Euch aber meine Geschichte erzähle, so geschieht es nur, um Euch, liebe Kinder, aufzufordern, mir für eine teure Seele beten zu helfen.

Ich habe nicht die große Gnade gehabt katholisch geboren zu werden, wie Ihr. Mein Vater ist Protestant in R., hingegen ist meine liebe Mutter, die ich aber leider kaum gekannt habe, katholisch gewesen. In den letzten Tagen ihrer Krankheit wollte sie mich stets um sich haben; da lehrte sie mich das Ave Maria beten und ich mußte ihr versprechen, dieses schöne Gebet täglich zu verrichten. Eben dieses sollte für mich der Beginn einer großen Gnaden- aber auch Leidenskette sein. Mein Vater wachte strenge darüber, daß jeder katholische Einfluß von mir ferngehalten wurde. Wohl brannte ich vor Verlangen, die Religion meiner Mutter näher kennen zu lernen, aber ein gewisses Etwas hielt mich davon zurück, meinen Vater darnach zu fragen.

Als ich im Alter von 16 Jahren eine höhere protestantische Lehranstalt absolvierte, schickte mich mein guter Vater zur weiteren Ausbildung in das katholische Pensionat nach S. Er bat sich aus, daß ich von den Religionsstunden frei sein sollte; am Gottesdienste sollte ich mich ebenfalls nicht beteiligen. Trotz besten Willens war ich doch von Vorurteilen gegen die katholischen Ordensleute erfüllt; in den Erzählungen, welche ich gelesen, waren dieselben als düstere, unzugängliche religiöse Fanatiker geschildert, welche ihre Vollkommenheit im Hersagen vieler mündlicher Gebete und in allen möglichen Kasteiungen ihres Körpers suchten. Das freundliche und taktvolle Benehmen meiner Erzieherin hat mich bald eines Besseren belehrt.

Bald erwachte in mir der Wunsch, den katholischen Gottesdiensten beizuwohnen, doch fanden meine diesbezügliche Bitten anfangs nur taube Ohren. Die Oberin, eine kluge und vorsichtige Frau, bestand darauf, daß ich mich dem Wunsche meines Vaters fügen sollte. Da meine wiederholten Bitten nicht fruchten wollten, erklärte ich kurz und gut: „Die Kirche ist ein Gotteshaus und folgedessen jedem, auch mir, der Nichtkatholikin, offen."

Dieses half! Am nächsten Morgen begab ich mich mit den übrigen Zöglingen dort hin. O wie wohltuend wirkte auf mich die traute Stille des Kapellchens, die tiefe Andacht der frommen Ordensschwestern und meiner Mitschülerinnen! In dem feierlichen Momente der heiligen Wandlung wurde ich, von tiefer Rührung ergriffen; ich fühlte, daß Gott zugegen war. Auch ich sank auf die Knie nieder und flehte um Erkenntnis der Wahrheit, falls ich mich im Wahne befände. Als ich die Kapelle verließ, war ich im Geiste ein Mitglied der einen wahren Kirche.

Meine inständigen Bitten um Unterricht in den Religionswahrheiten wurden während mehrerer Monate standhaft verweigert. Man mußte ja voraussehen, auf welche Hindernisse ich seitens meines Vaters stoßen würde, und man glaubte mich nicht stark genug, um dieselben zu überwinden. Doch endlich trug mein wiederholtes Drängen den Sieg davon. Wer war glücklicher als ich! Eine neue Welt öffnete sich vor meinen Augen. O, welche Tiefe an Weisheit liegt nicht in den Lehren der katholischen Kirche enthalten! Wie groß war erst mein Glück, als ich am hl. Osterfeste in aller Frühe die hl. Taufe empfing und nach reumütig verrichteter Beichte mich zum ersten Male dem Tische des Herrn nahte! Da war es auch, daß ich die süße Einladung vernahm: „Folge mir nach auf dem Wege klösterlicher Selbstverleugnung, und ich willigte gerne ein.

Nur all zu schnell vergingen die wenigen Wochen bis zum Abschlusse des Semesters. Ich schrieb meinem Vater und bat ihn, ob er es gestatten wollte, daß ich noch ein Jahr in S. bliebe. Aber dieser Brief weckte Mißtrauen in ihm und nach wenigen Tagen fand er sich unvermutet ein, um mich abzuholen.

Es fiel mir recht schwer, das traute Asyl zu verlassen; dort hatte ich ja das kostbare Kleinod, den hl. Glauben, gefunden, aber es hieß sich tapfer halten. Dem Rate unseres hochwürdigen Rektors zu Folge sollte ich meinen Vater nicht direkt mit meinem Uebertritte zur katholischen Kirche bekannt machen, sondern einen günstigen Augenblick abwarten.

Anfangs ging auch alles gut, aber bald fielen ihm meine frühen Ausgänge auf; eines Morgens folgte er mir stille nach und fand seinen Verdacht bestätigt. An der Kirchtüre holte er mich ein und ergriff mich am Arme.

„Bis hierhin und nicht weiter!" rief er außer sich vor Zorn. „Haben die Nonnen doch einen Katholiken aus Dir zu machen gewußt?"

„Nein, lieber Vater, nicht die Nonnen, sondern die Fürbitte meines lieben Mütterchens, glaube ich," lautete meine Antwort.

Dieses wirkte ein wenig besänftigend, aber als wir nach Hause kamen, wurde ich in eine dunkle Kammer gesperrt, und dort sollte ich bleiben, bis ich mich eines Besseren bedacht hätte. Ich bekam nur die notwendigste Nahrung, ein Strohsack diente zu meiner Lagerstätte; doch kam mir dieses gar nicht so unerträglich vor; bis jetzt bot sich mir ja Gelegenheit, dem lieben Gott meine Dankbarkeit für die Gnade des Glaubens beweisen zu können. Schwerer lastete auf mir der Gedanke, meinem lieben Vater Kummer verursacht zu haben; ich opferte meine Entbehrungen für ihn auf und flehte inständig um die Gnade der Erleuchtung. Aber diese sollte noch auf sich warten lassen; das Einzige, was ich verlangte, war Milderung seines Sinnes.

Nach 3wöchentlicher Haft ließ er mich zu sich kommen und versuchte, durch Bitten und Versprechungen auf mich einzuwirken; mit aller Ehrfurcht, aber doch entschieden erklärte ich ihm, ich sei bereit, alles zu leiden, aber von meinem Glauben lassen, könnte ich nicht.

„In eine katholische Kirche wirst Du Deinen Fuß nicht mehr setzen, da bin ich Dir gut für!" war sein kurzer Bescheid.

Der Kummer, welcher an meinem Herzen nagte, blieb nicht ohne Wirkung auf meinen Körper; ich begann zu kränkeln. Alle ärztlichen Mittel blieben ohne Erfolg. Eines Tages sagte der Arzt zu meinem Vater, mein leidender Zustand müsse einem stillen Kummer zuzuschreiben sein, und wenn dieser nicht bald beseitigt würde, so könne er nur bald den Totengräber bestellen.

Mein Vater wußte nur all zu gut, welcher Natur dieser innere Gram war, aber jetzt war auch die Eisrinde von seinem Herzen geschmolzen. „Kind," sagte er in seiner früheren zärtlichen Weise, „geh nur zur Kirche so oft Du willst, aber werde mir bald wieder gesund!"

In überströmender Dankbarkeit fiel ich ihm um den Hals; jetzt hatte ich doch meinen lieben Vater wieder. Ach, wie gerne hätte ich ihm gesagt, daß mein Herzenswunsch nur halb erfüllt sei. Wie gerne hätte ich ihn mit meinen Hoffnungen für die Zukunft bekannt gemacht, aber ich fühlte, daß es hier hieß: „Harren und beten," und ich wollte nichts übereilen.

So kam mein 21. Geburtstag; mein lieber Vater übertraf sich selbst an Liebenswürdigkeit und kostbaren Geschenken. Er gestattete mir sogar, meine Pensionsfreundinnen zu einer kleinen Gesellschaft einzuladen.

„Am Abende ging ich in sein Arbeitszimmer, um ihm für den schönen Tag zu danken, und seine Antwort sollte mir Gelegenheit bieten, ihn mit meinem Entschlusse betreffs der Zukunft bekannt zu machen.

„Kind, wenn ich Dich nur glücklich sehe, so habe ich alles genug!" war seine Erwiderung auf meine Dankesworte.

„Lieber Vater, zu meinem vollen Glücke fehlt nur Eines, und Du kannst es mir so leicht gewähren," sagte ich flehend.

„Was ist es, mein Kind? Sprich nur!"

Mein Herz schlug heftig, meine Stimme wollte mir fast ver-

sagen; endlich brachte ich heraus: „O lieber Vater, ich wollte so gerne dem lieben Gott ganz allein dienen in stiller Abgeschiedenheit!"

„Also Nonne werden?" brauste mein Vater auf.

„Weg aus meinen Augen, Du undankbares Kind, das meine Güte mit Schmach vergilt!

Meine Tochter Nonne werden? und ich soll dieses bewilligen können! Nein! Niemals!"

Ich kannte meinen Vater zu gut, um noch einen Versuch zu wagen; für mich hieß es jetzt, handeln ohne Trost und ohne Stütze, ohne den Segen des geliebten Vaters, also entsagen und ertragen, hoffen gegen alle Hoffnung. Mein Entschluß stand fest und jetzt wollte ich dessen Ausführung auch nicht länger unnütz verschieben. Gott rief mich, das war gewiß; mein Gewissen und mein geistiger Führer sagten es mir. Wenn sich aber nun mein mir so teurer Vater widersetzte, so durfte ich hier nicht auf Fleisch und Blut hören, Gottes Ruf mußte ich folgen. Aber wohin mich wenden? Nach S. durfte ich nicht reisen, denn dort würde mein Vater mich sofort gefunden haben. Ich schrieb nach R. Die dortige Oberin ist meine Musiklehrerin in S. gewesen, folgedessen durfte ich hoffen, daß sie mich in meiner Verlassenheit nicht im Stiche lassen würde.

Eines Tages kam eine arme, zerlumpte Frau und bat mich um ein Almosen; da kam mir der Gedanke, daß ihre Lumpen nur zur Flucht dienlich sein könnten. Ich nahm ihr diese ab und ersetzte sie mit besserer Kleidung.

Am Feste der hl. Theresia führte ich durch ihr Beispiel ermuntert, mein Vorhaben aus. In der Kleidung der Bettlerin verließ ich des Nachts meinen lieben Vater, um dem Rufe Gottes zu folgen. Ich bat ihn schriftlich um Verzeihung für den Schmerz, den meine Flucht ihm verursachen würde; ich versicherte ihn, daß nur die Ueberzeugung „Gott fordere dieses von mir" mich zu diesem Schritte bewogen hätte; ich bat um seinen Segen.

Die Oberin in R. nahm mich sehr kühl auf; daß dieses geschah, um meinen Beruf zu prüfen, daran dachte ich nicht. Gott wollte, daß ich mein Opfer ganz bringen sollte ohne menschlichen Trost. Es wurde mir gesagt, daß man mich nur in den Orden aufnehmen wollte, wenn ich mich dazu verstehen wollte, zwei Jahre unter den Waisenkindern zuzubringen und ganz die Lebensweise derselben zu teilen.

Ich sagte unverhohlen, daß ich mich schon so lange nach dem Glücke des klösterlichen Lebens gesehnt hätte, und daß ebendeshalb diese Bedingung für mich eine schwere Probe sei, aber ich sei bereit zu jedem Opfer, wenn es mir nur zum Ziele verhelfen könnte.

Die ungewohnte Arbeit wurde mir anfangs recht hart, aber man gewöhnt sich schon an Alles, und bald ging es ganz gut.

So kam der Vorabend des hl. Weihnachtsfestes; nach dem Abendtische ließ Mutter Dominica mich zu sich rufen, und wie groß war mein Erstaunen, als ich beim Eintritt ins Sprechzimmer Rosenkranz und Kruzifix, so wie es von unseren Kandidatinnen getragen wird, auf dem Tische erblickte.

„So, mein Kind, das liebe Jesuskind sendet Ihnen eine Extrabescherung! Jetzt haben Sie sich lange genug nach Ihrem Glücke gesehnt! Meine frühere Kälte werden Sie jetzt entschuldigen; ich mußte nämlich Ihren Beruf prüfen, bevor ich Ihnen den ersten Schritt gestattete!" Das waren die Worte, womit Schwester Dominica mich empfing. Ich fand keine Worte, um meinen Dank auszusprechen, aber die gute Mutter verstand meine stumme Sprache.

Darauf wurde ich in die Clausur geführt und von meinen neuen Mitschwestern aufs herzlichste begrüßt. Wie ein schöner Traum verging die Zeit meines Postulates, da sich der Tag meiner Einkleidung näherte, entschloß ich mich endlich, meinem armen Vater zu schreiben. Ich schilderte ihm mein Glück; ich bat nochmals um Verzeihung und um seinen väterlichen Segen. Mein Brief wurde mir uneröffnet zurückgeschickt. Vor meiner Profession schrieb ich noch ein Mal; zwar wurde mein Brief dieses Mal nicht zurückgeschickt, blieb aber unbeantwortet.

So sehe ich, daß fortan meine Aufgabe im Beten und stillen Ertragen meines Kummers liegt, aber ich hege das festeste Vertrauen, daß meine Opfer nicht vergeblich gebracht sind. Ob ich den Erfolg noch erleben werde, das sei Gott überlassen.

Erleben sollte sie ihn nicht, die gute Schwester, ihr Opfer sollte voll und ganz gebracht werden, aber die Frucht sollte sie erst dort Oben schauen.

* * *

Sieben Jahre waren seit jenem Abende vergangen; es war wieder am Vorabende von Maria-Himmelfahrt. In einer fernen Mission kniete ich zu den Füßen unserer liebenswürdigen Mutter und erbat mir ihren Segen; am folgenden Tage sollte ich aus den Händen des Missionsbischofes das hl. Ordenskleid empfangen.

Unsere gute würdige Mutter sagte zu mir: „Der liebe Gott hat Ihnen eine schöne Ueberraschung geschickt, aber haben Sie Geduld bis Morgen!"

Des folgenden Tages nach der Zeremonie überreichte unsere Mutter mir einen Brief aus N., worin mir eine der dortigen Schwestern mitteilte, daß man in N. vor einiger Zeit den guten Engel verloren hätte. Im Pensionnat sei nämlich der Typhus ausgebrochen und Schwester Aloysia habe sich durch ihre Aufopferung bei den Kranken ein schleichendes Fieber zugezogen, dem sie auch bald erlegen sei. Ihr Vater sei an ihr Sterbebett gerufen worden und habe sich von dem Frieden und dem Glücke, womit ihr Tod begleitet gewesen ist, so ergriffen gefühlt, daß er sich in der katholischen Religion unterrichten ließ. Vergangenen Sonntag habe er in der Klosterkirche sein katholisches Glaubensbekenntnis abgelegt und bereite sich nun mit rührender Andacht auf seine erste hl. Kommunion vor.

„Gelt, liebe A.", schloß die gute Schwester, „diese Nachricht ist eine schöne Festtagsgabe, die der liebe Gott Dir zu Deiner Einkleidung sendet; Du hast ja so viel um diese Gnade gebetet."

Ja gewiß, eine schöne Festtagsgabe war es, die mir für meine Lebensbahn in der Mission die kostbare Ueberzeugung gab, daß „die schönsten Früchte am Opferholze reifen."

Allerlei.

= **Die Frauen in der Trambahn.** Die „Tägliche Rundschau" schreibt: Einen eigenartigen Versuch hat die New-York „Evening World" unternommen. Das Blatt entsandte eine junge Dame mit dem Auftrage, in der Zeit von 1/2 5 bis 1/2 7 Uhr abends, wo der größte Andrang herrscht, die über die Brooklyn-Brücke führenden Züge zu benutzen und abzuwarten, ob ihr ein mitfahrender Herr einen Sitzplatz anbieten würde. Diesem Herrn sollte sie dann einen Scheck über zehn Dollars überreichen. Die „Evening World" war zu diesem Versuch durch die Tatsache veranlaßt worden, daß Damen bei dem großen Andrang, der zu diesen Zügen herrscht, mit einer Rücksichtslosigkeit behandelt werden, die in der Welt ihres gleichen sucht. Frl. Katharine King, die zu diesem Versuch ausgewählt worden war, mußte acht Fahrten über die Brücke machen, ehe sie einen Mann fand, an den sie die 10 Dollars los werden konnte. Sie war bereits fast völlig erschöpft, als endlich in einem Wagen, in dem 32 Frauen und Mädchen standen, ein junger Schneidergeselle ihr, die dem Umsinken nahe war, seinen Sitz anbot! Als er darauf von ihr den Scheck über 10 Dollars erhielt, glaubte er zuerst, sie wolle sich einen Scherz mit ihm machen. Zu dieser Mitteilung bemerkt das Berliner Blatt: „Der Versuch verdient eine Fortsetzung. Die „Evening World" oder wer sonst für solche Zwecke Geld übrig hat, sollte einen jungen Mann aussenden, der jeder Dame, die stehen muß, ohne große Redensarten seinen Sitzplatz anbietet; er soll feststellen, wie viele von etwa 100 Frauen oder Mädchen dafür „Danke" sagen oder ihm auch nur einen dankenden Blick gönnen. Er wird neben vielen, die wirklich erfreut tun, daß sie sich setzen können, eine ganze Anzahl finden, die sich, ohne eine Miene zu verziehen, glatt hinsetzen. Auch Abweichungen wie „Ich will stehen", wobei das „will" noch nachdrücklich betont wird, kann man hören. Keine Wirkung ohne Ursache: Wer derartige Erfahrungen öfter gemacht hat, dessen Bereitwilligkeit im Platzmachen läßt natürlich bald nach." — Wahrscheinlich angeregt durch diese Mitteilung schreibt jetzt ein erfindungsreicher Berliner Berichterstatter unter der Ueberschrift: „Erziehung zur Höflichkeit." „In der Straßenbahn und in den Zügen der Hochbahn begegnet man häufig einem älteren Herrn mit einer Dame. Jüngeren Personen, die bei Platzmangel aufstehen und dem Paare ihre Plätze anbieten, hat der Herr mehrfach ein Kuvert überreicht, in dem sich ein Fünfmarkschein befand, sowie folgender Dank: „Verbindlichst dankend für Ihre Freundlichkeit, bitte ich, die Einlage annehmen zu wollen und nicht den Armen zu überweisen. Sie opferten mir Ihre Bequemlichkeit, und ich gebe von meinem Ueberfluß."

Druck und Verlag: Düsseldorfer Tagblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorfer Volksblatt
Verantwortlicher Redakteur: H. Contzen, Düsseldorf.